Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme

Band: 12 (1918)

Heft: 12

Artikel: Geld und Arbeit [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-922758

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mit der Arbeitsteilung einverstanden und folgt bedächtig! Auf der andern Seite schwinge ich mich schaudernd vor Kälte hinauf und sprenge weiter, bald Galupp, bald Trab, bald Schritt.

Wenn ich nur den Weg nicht versehle, denn sehen kann ich außer dem Kopf des Rosses buchstäblich nichts: es ist, als läge einem ein schwarzwollenes Tuch auf den Augen, und von dem angestrengten Sehen, womit man die Finsternis vor sich ergründen möchte, tun einem die Augen weh. Wenn ich um ein weniges vom Wege abirre, fann ich zehn Faden vom Dorf vorüberreiten und die Nacht in der Steppe zubringen. Das erste Weihnachtssest in der She, in der Ferne, in der Steppe. Kalte, unwirtsliche Ferne, böse, öde Steppe, und allein, allein!

Vorwärts Rapp'! Was denkst du? Vor-

wärts doch!

Ein Zündhölzchen flammt auf; ich beuge mich herab und fahre zusammen: unter meines Pferdes Hufen ist kein schwarzer Weg, sondern das abgestorbene Gras der Weidesteppe. Also verirrt! Was tun?

Ich halte still und der Rapp' hebt den Kopf und so spähen wir beide ein paar Sekunden

lang hinaus in die schwarze Nacht.

rechts von mir klingt deutlich Glockenton! Weit und breit gibt's keine andere Kirche als unsere, das muß unsere Glocke sein. Richtig, es ist die kleinere, ich hör's am höheren, scharfen Klang.

Herum Rapp'! und vorwärts!

Eine Viertelstunde später stand ich im hellerleuchteten Gotteshause, das bis auf den letzten
Platz besetzt war, — und erzählte den Kindern,
klein und groß, alt und jung, von der Weihnachtsglocken Macht! Was diese Weihnachtsglocke für Klang hat an dem Sterbebette, von
dem ich kam, wie sie mich zurechtgewiesen in
der Steppennacht und wie sie hineinklingen
muß in jede Verirrung, in jede Nacht, in jedes
Leid!

Abends aber, als die beschenkten Schulkinder alle glücklich weggezogen waren, die frostigen Händchen über ihren Päckchen und Schächtelchen gefaltet und diese so auf der Brust festgehalten, saß ich mit meinem Weib am kleinen Wach-holderbäumchen, unter dem das noch ungegeöffnete, auch erst abends eingetroffene Patet aus der Heimat lag, und seierten glücklich unser erstes Weihnachtsfest in der Fremde und sprachen von dem Weihnachtsritt in der Steppe!

Grazz Zur Belehrung taraka

Geld und Arbeit. (Schluß.)

IV. Woher hat das Geld denn seine große Macht, und warum sollte es sie nicht haben?

Da könnte ich eigentlich aus einem Buche über Wirtschaftslehre einige Sätze abschreiben. Aber das würde nichts nügen; es wäre uns verständlich und wir kämen nicht zur Antwort auf meine erste Frage. Wir müssen und das Geld noch etwas näher ansehen und bald werden wir die Antwort finden.

Wir haben früher gesehen, daß das Geld unbedingt nötig ist, sobald nicht jedermann sich seine Lebensmittel (dazu gehören nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch die Wohnung, die Möbel, die Kleider) selbst herstellen kann. Der Bureaubeamte fann von seinen geschrie= benen Seiten, Briefen und Rechnungen ebenso= wenig leben, wie der Schustergeselle von den Sohlen, die er verfertigt hat. Der Lokomotiv= führer und der Kondukteur können von ihrem Herumfahren und Kontrollieren der Maschine und der Billets ebensowenig leben, wie der Fabrikant von seinem Schuppen voll Seidenbänder. Alle müffen für ihre Arbeitserfolge etwas haben, womit sie leben können. sollten also für ihre Arbeit Lebensmittel erhalten. Aber was für einen Haufen müßte da nach und nach jeder aufspeichern? Große Mengen würden so zugrunde gehen. Und übrigens: Woher sollte der Fabrikarbeiter Lebensmittel nehmen, um z. B. sein Velo einzutauschen? Nein, nein! Die größte Zahl der Menschen tauscht ihre Arbeitskraft gegen Geld aus und das Geld dann gegen Lebensmittel. Das Geld muß einfach da sein. Darum streben alle Men= schen nach Geld.

Weil das Geld aber für den Pfarrer wie für den Lehrer, für den Arzt wie für den Beamten, für den Fabrikarbeiter wie für den Offizier ein Tauschmittel sein muß, so müssen alle das gleiche Geld haben. Es kann nicht jeder sein Geld haben. Der Staat muß das Geld herstellen und das Gesetz muß sagen, welches Geld gebraucht werden foll und wie es gebraucht werden dürse. Das ist das Geld monopol* des Staates!

^{*} Monopol = Alleinverkauf, Alleinhandel.

Das Geld wird auch vom Staate fabriziert, gerade so, wie irgend eine Ware, z. B. wie die Schuhe fabriziert werden. Es gibt eine eidge= nöffische Geldfabrik, die Münz in Bern und die Banknotendruckerei in Zürich. Das Geld ist also eine Fabrikware, wie die Schuhnägel und Nähmaschinen auch. Auf ein Stück Metall wird gestanzt: 20 Rappen, auf ein anderes 50 Rappen, wieder auf ein anderes 2 Franken oder 5 Franken usw. Wenn du glaubst, daß das Stück Metall, das du da bekommst, wirklich 10 Rappen oder 1 Franken wert sei, so probiere einmal! Schlage mit einem Hammer so ein Stück Geld breit, daß man nichts mehr vom Bild darauf bemerkt. Dann gehe zum Metall= händler, zum Goldschmied oder Silberarbeiter und frage ihn, ob er dir noch soviel dafür geben wolle, wie vorher daraufgestanzt war. Glaubst du, er wird dir soviel geben? Ich glaube es nicht!

Diese lieben, kleinen und großen, runden Metallplättlein sind nicht deshalb so viel wert, weil sie so und so viel Metall enthalten und weil sie diese oder jene Prägung tragen. Nein, diese Geldstücklein gelten so viel, weil das Geldzesetz vorschreibt, daß jedermann sie so hoch schätzen müsse. Es kann einer lange sagen: "Ich nehme das Geld nicht an; es ist nicht soviel wert wie die Prägung sagt!" Er bestommt kein anderes, es wird wegen ihm kein anderes gemacht. Er muß es annehmen, sonst hat er gar nichts und er muß ja doch Geld haben, um zu leben. Das Gesetz schützt das Geld, darum hat es eine solche Macht.

Soweit ist alles in der Ordnung. Soweit kann es ja gar nicht anders sein. Aber etwas ist nicht in der Ordnung, nämlich, daß ein 50 oder 60-jähriges Geldstück immer noch gleichviel wert ist wie ein ganz neues, das gerade aus der Münz kommt. Das ist ein Vorrecht des Geldes, das es nicht verdient. Wegen dieses Vorrechts wird das Geld mehr als jede andere Ware geachtet. Denn: Ein Paar Schuhe, das auch nur ein einziges Mal getragen wurde, wird von niemand mehr zum Einkaufspreis angenommen. Die Schuhe verlieren täglich von ihrem Wert. Ein Möbel, das auch nur zur Zierde in einem Logis gestanden ist, wird von niemand mehr zum Ladenpreis angenommen. Alle, alle Waren verlieren rasch von ihrem Wert durch den Gebrauch, Lebensmittel, wie Obst, Kartoffeln usw. verderben, nur das Geld, das auch eine Ware ist, bleibt immer gleich im Wert. Darum wird es zusammengespart, zusammengescharrt, zu Millionen aufgespeichert. Es verliert ja nicht an Wert. Viele Leute haben gedacht: "Eigentlich haben alle Waren, auch die Lebensmittel, das Recht, wie das Geld. Man fann sie auch hamstern, man fann mit ihnen auch Gewinn erpressen, wie mit dem Geld." Aber die Lebensmittelhamsterei, jeder Wucher ist verboten. Nur die Geldhamsterer sind ge= achtete, sogar sehr angesehene Leute. Auch für das Geld sollte das Gesetz lauten: "Wer über seinen Bedarf hinaus Geld hamstert, der wird bestraft." Dann würden solche Geldkaten gerne ausrücken und ihren Ueberfluß denjenigen zur Verfügung stellen, die in Not geraten sind, oder mit dem Geld etwas Nügliches gründen für die Mitmenschen, ohne auf Gewinn zu spekulieren.

Wer seinem Nachbar eine Hand voll Rägel entlehnt, weil er sie gerade nötig hat, aber nicht sofort kann, der sagt nicht, du mußt mir dann zwei hände voll zurückgeben. Er ist zu= frieden, wenn er bei Gelegenheit eine Hand voll zurückerhält. Ein Bauer, der in seinem Reller im Frühling noch vorrätige Kartoffeln hat, fagt nicht: "D, die will ich jedenfalls behalten." Nein, sie würden ja immer schlechter oder würden sogar verderben. Der Bauer gibt sie deshalb gerne einem Nachbar, der gerade zu= wenig hat und nicht gerne kaufen will. Er sagt nicht: "Du mußt mir aber dann statt zwei Sacke voll, im Herbst drei Sacke voll zurüdgeben." Rein, er ist zufrieden, wenn er für zwei Säcke voll alte, zwei Säcke voll neue bekommt. Aber der Geldbesitzer, der ist nicht so! Der gibt kein Geld ohne Zins. Für eine Hand voll nimmt er am liebsten beide Hände voll zurück! Sonst gibt er nichts. Sonst will er es lieber in seiner Kasse verschatzen und warten, bis ihm einer aus Not gerne 5, 6, 7 oder 8 % Zins geben will. Das sollte eben nicht sein! Statt an Wert zuzunehmen, sollte das Geld an Wert verlieren, wie alle Waren.

Und nun zum Schluß noch etwas, was uns so recht zeigt, daß das Geld eine Ware ist und deshalb gleich behandelt werden sollte, wie alle Waren. Das hat der Krieg uns erst so recht gezeigt: Als der Krieg ausbrach, da kam eine große Angst über die Geldbesitzer! Sie wollten ihre Gelder in Sicherheit bringen. Deßhalb rannten sie auf die Kassen und Banken und forderten das Geld zurück. Denkt an den Sturm auf die Ersparniskasse Bern. Die Kassen konnten den Unternehmern nicht mehr Geld geben, wie

vorher. Die Unternehmer konnten aber die Waren nicht von heute auf morgen verkaufen, um Geld zu haben für die Arbeitslöhne. Viele Geschäfte mußten den Betrieb einstellen. Sa gab Arbeitslose, Not leidende Familien. Da mußte der Staat Geld herausgeben. In jener Zeit haben nicht nur die Munitionssabriken, sondern auch die Banknotendruckereien sozusagen Tag und Nacht gearbeitet. Das ganze Land wurde mit Banknoten überschwemmt und die Geschäfte konnten den Betrieb wieder aufnehmen.

Dann kamen die fremden Mächte und boten durch ihre Konsuln und Botschafter und Ge= sandten allen denen, die Munition oder sonst wichtige Waren lieferten, die unerhörtesten Ge= winne an. Da wurden die Geldhamster wieder wach. Die Gesellschaften, die durch kondensierte Milch, durch Schokolade, durch Fleischkonserven oder Munition dem Ausland beistanden, konnten unerhörte Gewinne machen. Sie mußten ihre Betriebe erweitern und bekamen Geld, soviel sie nur wollten. Denn alle Aftionäre erhielten ja Zinse von 10—12—15—20 ja 25 %. Dazu noch Geschäftsgewinne, die ganz märchenhaft groß und schön waren. In diese Gesellschaften floß das Geld. Dort trug es mehr ein, als in Bauunternehmungen, in Krämerläden usw. Jene Kriegsgewinnler bezahlten auch sehr hohe Arbeitslöhne. Die Arbeiter murden angelockt. Sie verließen den Bauernstand, fie verließen ihre Werkstätten, sie verließen die Baupläge usw. Wenn die Geschäfte und Unternehmungen, die nicht auf Kriegsgewinn abstellen konnten, noch Arbeiter haben wollten, so mußten sie auch mit den Löhnen hinauf. Die Lebensmittel wurden teurer, teurer und noch einmal teurer. Denn auf den Gewinn wollte niemand ver=

Es werden Löhne ausbezahlt wie noch nie. Es werden Gewinne gemacht, wie noch nie. Die ganze Welt ist vom Gelde förmlich überschwemmt. Und doch herrscht Not! Und doch erscheinen jene Inserate immer wieder!! Schaut, das ist so: wenn es recht viel Obst, z. B. Kirschen, gibt, so sind sie billig. Warum? Man kann sie leicht erhalten. Man braucht nicht jedem grad zu geben, was er fordert. Ein anderer gibt sie ja gerne billiger! Die Leute fragen den Kirschen nichts nach! Das Angebot ist größer als die Nachstrage. Wenn es aber wenig Kirschen gibt, dann schäpt man sie. Dann ist man glücklich, wenn man ein Kilogramm kausen kann. Die Nachsrage ist groß. Dann sind sie teuer. Man bezahlt, was der Händler

fordert, denn kein anderer gibt sie billiger. Grad so ist's mit dem Geld! Alle fragen dar= nach, weil jedermann es nötig hat.

Wenn sehr viel Geld im Umlauf ist, wie jett, so bekommt man es leicht. Man braucht nicht viel Ware dafür zu geben. Der Käuser sagt: "Man bekommt ja nichts mehr für sein Geld." Wenn viel Geld umläuft, hat es wenig Kaufkraft. Dann haben wir schlechtes Geld! So ist es jett!

Wenn aber weniger Geld da ist, als Ware, dann ist es so, wie wenn zuviel Kirschen auf den Markt kommen. Wenn wenig Geld umläuft, so bekommt man es nicht leicht. Dann müssen die, welche Geld nötig haben, viel Ware dafür geben. Für wenig Geld bekommt man gute Ware und viel Ware. Das Geld hat dann große Kauftraft. Dann haben wir gutes Geld! Darum wurde der Bundesrat, der Finanz= direktor Motta, ersucht, er möchte anordnen, daß die Nationalbank Banknoten einziehe und wieder einstampfe! Damit weniger Geld zirkuliere, damit das Geld wieder mehr Raufkraft erhalte. Wir wollen sehen, was geschehen wird. Daß der Zins herabgesett oder abgeschafft werden sollte, habe ich schon gesagt und gehe nicht näher darauf ein.

Wegen der Geldüberschwenmung (natürlich auch noch aus andern Gründen) haben wir schlechtes Geld. Man bekommt nichts mehr dafür!

Darum reichen auch die großen Arbeitslöhne nicht mehr aus, um die Lebensbedürsnisse zu befriedigen. Die Arbeit ernährt troß großer Löhne nicht mehr!

Da haben wir die Antwort auf die erste Frage!

Allerlei aus der Caubstummenweit

Jürich. Um 3. November fiel der gehörlose Johannes Rutschmann der Grippe zum Opfer, dessen Leben trotz seiner Kürze ein bewegtes und erfolgreiches war. Im zürcherischen Dörschen Wasterfingen geboren, als einziger Sohn armer, ehrbarer Bauersleute, und im siedenten Jahre ertaubt durch Gehirnerschütterung bei einem Schlittschuhlauf-Unfall, kam er leider erst mit 12 Jahren in die Taubstummenanstalt, nachbem vorher unnütze Bildungsversuche in der Volksschule angewendet worden waren. Sohatte er gleich die schwere Ausgabe, Schritt zu